

Ist Salzburg anders?

Essay

I. Zum Beispiel von Norden

Das zwischen Kanal, Fluss und Bundesstraße eingespannte Vorstadtviertel ist von seiner besseren, grüneren Hälfte schon lange mittels Autobahn geschieden. Der Reststadtteil zerfällt noch einmal in zwei Teile: Der eine ist durch schmale Gässchen kleinteilig gerastert was von oben besehen ein ziemlich regelmäßiges, Karomuster ergäbe, in jedem der Karos ein Ein- oder Zweifamilienhäuschen mit Garage, Kiesweg und gut gestutztem Grün rundherum. Der andere besteht aus mittelhohen Wohnquadern, deren 60er und 70er Jahre-Zuckerfarben ungefähr zwei Jahrzehnte lang vor sich hinbleichten – dann wurde kräftig renoviert. Diese beiden Stadt-Achtel werden noch einmal von einer Straße auseinander gehalten, die ihren schlechten Ruf nicht ganz los wird, trotz reichlich frischer Farbe, Stadtteilverein, Betreuungsangeboten und einer Menge engagierter Menschen, die tun, was sie können und manchmal mehr. Ans Ende dieser Straße wurde in den baufreudigen 70ern ein Messenhallenkomplex gestellt. Jüngst wurde sogar die *Zauberflöte* dort gespielt. So kam es, dass Ende der 90er Jahre die glanzvolle und die weniger glanzvolle Seite Salzburgs einander unversehens ganz nah kamen. Ob eine Begegnung stattgefunden hat? Eher ist anzunehmen, dass das eine Salzburg durch das andere hindurchsah und vice versa.

Die Kinder des kleinkarierten Achtels und des Wohnblockachtels gehen in die selben Kindergärten und Volksschulen. Als ich vor ca. 25 Jahren dort zur Schule ging, begriff ich schnell, dass nicht egal ist, ob man diesseits oder jenseits der gewissen Straße wohnte. Ganz en passant, neben dem „wirklichen“ Lesenlernen, lern(t)en wir Kinder die Wirklichkeit lesen – welchen Platz wir darin hatten und vor allem haben würden. Die Kinder aus den Blöcken hatten manchmal keine Jause, öfter zerrissene Hefte, mehr Geschwister, einen wilderen Spruch und bessere Ideen, wie man tun konnte, was Spaß machte und sehr verboten war. Trotzdem galten sie als die Dümmeren. Manche von ihnen sahen schon wie kleine Erwachsene aus: Es lag am Blick, an der Wut darin und einem Wissen, das den anderen Kindern mit den schönen Schultaschen und Kleidern zumeist fremd war. Viele der Mütter und Vater aus dem ordentlich gekehrten Achtel hätten am liebsten eine Grenze in die Mitte der großen Straße mit dem schlechten Namen gezogen. Da das nicht ging, versuchten sie, die Grenze in den Köpfen ihrer Kinder zu ziehen. Meistens gelang es, manchmal nicht: Es gab auch Freundschaften, die über die Straße reichten. Dass alle miteinander in einer so genannten Weltstadt der Kultur lebten und ausgerechnet ihre Heimatstadt fast so berühmt war wie Venedig oder die Pyramiden, scherte hier schlicht niemanden. Wieso sollte es auch? Als ich etwas älter war, arbeitete ich in den Schulferien einmal in der Fabrik, die die berühmten Mozartkugeln herstellte. Viele ArbeiterInnen wohnten im Norden der Stadt, wo ich aufge-

wachsen war. In den Hallen wehte ständig ein warmer Wind, der nach Schokolade und gerösteten Nüssen roch. Der Duft nach Schlaraffenland konnte das kahle Betongrau und das Stampfen der Maschinen natürlich nicht wettmachen. Ich erinnere mich an die dicken Rollen mit Stanniolpapier und an die vielen Goldzähne, die stolz mit breitem Grinsen präsentiert wurden. Niemand dort mochte Süßes. In und um Salzburg in Fabriken sein, auf Werksgeländen, in Großküchen und Postämtern, auf Rangierbahnhöfen oder in Großraumbüros ist nicht wie woanders einfach an Orten der Arbeit sein. Es ist vielmehr, als wäre man auf die weit ins Hinterland reichende Rückseite eines Potemkinschen Dorfes geraten, wo seltsamerweise die meisten DorfbewohnerInnen ihre Tage zubringen.

In die Vororte fanden und finden keine Touristen. Es gäbe hier auch nichts wesentlich anderes zu sehen als in Hütteldorf, an Dortmunds oder Bochums Stadträndern.

Manchmal finden KünstlerInnen nolens oder auch volens den Weg an die *Peripherie*, wie meine Mutter den Stadtrand immer nannte, wenn sie gefragt wurde, wo in Salzburg wir wohnten. (Ich spitzte die Ohren: Das schöne Wort machte manches wieder gut.) An der *Peripherie* also dürfen KünstlerInnen hin und wieder Skulpturen und/oder Installationen aufbauen, die dann bestaunt, bespottet, manchmal bewundert, meist aber ignoriert werden. Die zuständigen Politiker sind froh, dass sie den Künstler dort draußen untergebracht haben: Dort sind nämlich kaum wütende Proteste von BürgerInnen zu befürchten. An denjenigen Orten hingegen, die für das Hochglanzbild des echten, also virtuellen Salzburgs die Vorlage bilden, haben es künstlerische Artikulationsversuche traditionell schwer:

Es muss in Salzburg ein ungebrochen tiefes Bedürfnis geben, wenigstens noch diese Orte von allem reinzuhalten, was a) aus der Gegenwart kommt und b) nicht primär um des Geldverdienen willens hier ist. Vielleicht ist die Vehemenz, mit der die für das Potemkinsche Salzburg symbolischen Orte vor kreativen Kommentaren geschützt werden, etwas spezifisch Salzburgerisch? Als hätte man Angst, die Orte könnten antworten auf die Kunst/Kultur, die an ihnen stattfindet – und zwar etwas Fremdes, vielleicht sogar Unveräußerliches, etwas anderes als erwartet.

Als ich in die salzburgferne Salzburger Gegend am Nordrand nur mehr zu Besuch kam, fiel mir auf, dass man die Armut eines Gutteils der Leute nach wie vor sehen konnte, man musste aber schon genau hinsehen: Mehr als anderswo schlechte Zähne in mehr grauen und roten Gesichtern, mehr alte Kinder, die Bier und Zigaretten für Mama und Papa holten, mehr RentnerInnen, die im Schlafrock Tauben fütterten und die Kinder vergeblich von den Höfen zu brüllen versuchten, mehr junge Männer, die tagsüber im Jogginganzug am Gehsteig standen und leere Dosen kickten, mehr angestrengt aussehende Frauen. Mehr Zeichen für Armut, Müdigkeit, Resignation. Ein Kinder- und Jugendhaus, wie es schon seit Jahren geplant ist, gibt es immer noch nicht. Würden diejenigen, die am meisten von Glanz und Gloria des Salzburgbildes profitieren, nur einen Bruchteil ihres Gewinns dafür zur Verfügung stellen, gäbe es dieses Haus längst. So etwas gehört aber einfach nicht zum Selbstverständnis dieser Schicht. Eine internationale Fachmesse wie „*Alles für den Gast*“ z.B ist schon

viel eher ein Stück Salzburger Normalität als ausreichende Anlaufstellen für hier lebende Leute mit bestimmten Problemen und Bedürfnissen. Der Zynismus, mit dem sozialer Realität hier begegnet wird, ist hier zwar schon sehr selbstverständlich, trotzdem ist er spürbar. Wem dieses diffuse, aber nicht unberechtigte Sich-Verarscht-Fühlen vieler hier lebender Menschen schließlich nützt, dürfte inzwischen klar sein.

Jemand aus einer Großstadt würde jedoch die hier skizzierte Gegend weder vor gut 20 Jahren noch heute als typisch sozial benachteiligt kategorisiert haben. So schlimm wie in den Vorstädten von Paris sah und sieht es natürlich bei weitem nicht aus. Bei uns in Salzburg ist viel, viel harmloser.

II. Inmitten

Ist Salzburg denn überhaupt in irgendeiner Hinsicht anders? Besonders? Unterscheidet sich das Leben hier, in einer - für europäische Verhältnisse – kleinen Stadt - von knapp 145.000 EinwohnerInnen (wovon etwa 10.000 mehr weiblichen Geschlechts sind), denn überhaupt in irgendeinem verallgemeinerbaren Punkt vom Leben in den zahlreichen anderen Städten ähnlicher Größe, ähnlicher Berühmtheit und einer ähnlich soliden, wenn nicht gar felsenfest zu nennenden katholisch-kaufmännischen Vergangenheit? Sicher, die ganz spezielle „Salzburger Mischung“ aus den genannten Grundzutaten plus einiger ökonomisch-politischer Variablen gibt's nur einmal – aber: Ist Salzburg – was die durchschnittliche Lebensqualität und die Lebensbedingungen ihrer BewohnerInnen betrifft, vielleicht doch nur so originell wie jeder anderer Ort auch?

An Texten über Salzburg fällt im gesamten allerdings auf, dass sie beinahe unisono anderes behaupten: Im Verherrlichen, Schönfärben und Ver-Süßen, zumal wenn es sich um Einschlägiges handelt – um Texte, die Wünsche stimulieren und damit das Öffnen des Geldbörsls und das Zücken der Kreditkarte. – Doch auch im Beklagen, Beschimpfen und Verdammnen hat Salzburg höhere literarische Intensitäten provoziert als andere österreichische Orte. Wo sich soviel Enttäuschung Luft macht, müssen die Erwartungen hoch gewesen sein: Die ewigen Versprechen, die hier in der Luft liegen, hat man, wenn hier lebt, doch das eine oder andere Mal zumindest versehentlich eingeatmet: Um alsbald festzustellen, dass der Unterschied zu anderswo vielleicht in der noch größeren Diskrepanz zwischen Sein und Schein liegt, bzw. das Schein eine besonders salzburgische Art von Sein sein könnte, was eine/n bei Fön und Schnürlregen manchmal schon gehörig verwirren kann.

Nach wie vor ist es erstes identitätsstiftendes Merkmal dieser Stadt, dass die barocke Lieblichkeit von einigen wenigen Quadratkilometern mit vielleicht zwei- dreihundert Gebäuden, gemixt mit ein paar hübschen Histörchen äußerst gewinnbringend als Kunstprodukt „Salzburg“ vermarktet wird. Dies und nichts anderes ist das über Jahrzehnte und länger gewachsenes Selbstverständnis der einflussreichsten Salzburger Schicht. Wer möchte bestreiten, dass auch noch ein gutes Vierteljahrhundert nach Thomas Bernhards harter Kategorisie-

rung am Beginn der „Ursache“ Salzburg von jeder Menge *Geschäftemachern und deren Opfern* bewohnt wird?

In den letzten Jahren waren wohl sicherlich ebenfalls nicht wenige Tourismus-Angestellte damit beschäftigt (und bezahlt), das Hochglanzbild dieser Stadt vom Papier in den Cyberspace zu übertragen, um Salzburg auch online konkurrenzfähig und attraktiv zu halten. Alle anderen, die irgendwo anders irgendetwas zu verkaufen haben, machens klarerweise genauso. Ist die Geschäftemacherei nun hier größer, sind die Profiteure flotter und brutaler als anderswo? Wohl kaum. Ist der „*durch und durch menschenfeindliche, architektonisch-erzbischöflich-stumpfsinnig-nationalsozialistisch-katholische Todesboden*“, den Bernhard der Stadt attestiert, immer noch tödlicher als anderswo? Und wer ist Geschäftemacher, wer Opfer? Würde die meisten derer, die der Dichter nun einer dieser Salzburg bevölkernden Menschenkategorien zuordnet, nicht heftigst dagegen protestieren (nein, nicht gegen Geschäftemachen! Vielmehr gegen dessen Benennung!)? Auch „Opfer“ verstehen sich selber meist nicht gern als solche.

(Die vierundzwanzig Männer und zehn Frauen, die sich im Jahr 1998 im Gebiet der Stadt Salzburg umgebracht haben – sind sie – auch – Opfer dieser Stadt?) Seit der Zeit, in der Bernhard seine mörderischen Salzburg-Eindrücke gewonnen hatte, wurde hier sicher vieles lebendiger, auch lebbarer. Viel weniger als noch vor Jahrzehnten wird das Stadtleben von diversen Ewigen Institutionen dominiert. Wenn kulturelle Aktivitäten, ein Fischmarkt, ein paar Inline-Skater, übrige Punks und ähnliche Harmlosigkeiten immer noch fallweise kirchlichen und salzbürgerlichen Protest hervorrufen, so wird dies eher belächelt, als dass ein Kulturkampf daraus wird. Gegen die bald lückenlose Übernahme der Innenstadtgeschäftslokale durch internationale Ketten regt sich erstaunlicher Weise kaum Widerstand. Die BewahrerInnen des „einzigartigen“ Salzburgs haben anscheinende nichts dagegen, dass im Zentrum die gleichen Fischbrötchen und T-Shirts verkauft werden wie von Portugal bis ans Uralgebirge.

Bei jedem Nachdenken über Salzburg im Blick auf die Gegenklischees zu einer der „schönsten Städte der Welt“ zu erstarren, liegt sehr nah. Doch in den letzten 15 Jahren hat die Ganzjahres-Kunst auch hier ihre Nischen errungen, - nach wie vor wird Non-Profit-Kultur ziemlich arm gehalten, aber ihre Orte und Strukturen hat sie. Viele KünstlerInnen und KulturarbeiterInnen beleben sie ganz wunderbar – wie woanders auch.-

Diejenigen SalzburgerInnen, die nun nicht in der *hot zone* des kleinen, touristisch relevanten Gebiets leben und auch nicht unmittelbar daran verdienen, sind natürlich wesentlich mehr und das entsprechende Stadtgebiet viel größer. Diese Neustadt- und Vorstadtteile mit dem Markennamen „Salzburg“ zu verbinden, fällt dennoch schwer. Der (was EinwohnerInnen und zunehmende auch Wirtschaftsbetriebe betrifft) zur Hohlheit tendierende Kern hat die gesamte mögliche Identität und potentielle Besonderheit in sich aufgesaugt. Bei den riesigen Mengen an Geld und Energie, die der Bewahrung und dem Ausbau dieser Leer-Identität gewidmet werden, haben es anderes – und *andere* schwer, überhaupt sichtbar zu werden: Ebenso wenig wie die ca. 15.000 Studierenden prägen die 18.1% ausländischen Mitbürger-

rInnen, denen nicht einmal das Recht zugestanden wird, einen Badeverbotshinweis in ihrer Muttersprache lesen zu dürfen, das öffentliche Bild der Stadt. Gut, Herr Mitterdorfer ist mit seinem nicht anders als widerlich zu nennenden Anliegen auch 1999 nicht durchgekommen. U.a. haben die „*Salzburger Nachrichten*“ in einer engagierten und witzigen Aktion klar Stellung dagegen bezogen. Solche Vorkommnisse zeigen jedoch, dass der im Ganzjahresturnus durch die Stadt geschleuste internationale BesucherInnenstrom mitnichten zu einer Internationalisierung des Bewusstseins geführt hat. Daran können auch zehn Jahre „fortschrittliche“ Festspiele unter einem klugen und durchaus eckigen Intendanten nichts ändern. Vielleicht sind ja einige der alten Haudegen und -innen der Karajan-Jahre nun grollend fortgeblieben. Dem Gros der SalzburgerInnen ist Karajan, Mortier oder wer auch immer aber herzlich egal, weil zu weit weg von der eigenen Lebensrealität.

Immer noch – und dies war kein Bernhardsches Thema – sind übrigens die Geschäftemacher auch hier sehr viel wahrscheinlicher männlichen Geschlechts: Frauen verdienen in Salzburg für die adäquate Arbeit bis zu 43% weniger als Männer, bei einer über dem österreichischen Schnitt von 59% liegenden Frauenerwerbsquote von über 66,7%. Die drei Wörtchen „Nach wie vor“ findet man im Kommentar zur heurigen Studie des AK-Frauenreferats: Eine gewisse Resignation schwingt hier mit. Trotz Ende der durch eine Art stickigen Stillstands gekennzeichnete Dechant-Ära seit März scheint das Interesse der SalzburgerInnen an der offensiven Veränderung z. B. solcher manifester Missstände nicht recht groß zu sein – sofern man das im Bundestrend liegende Nationalratswahlergebnis Salzburgs als politisches Stimmungsbarometer für die Stadt Ernst nimmt. Zumindest einem Drittel der SalzburgerInnen ist eine soziokulturelle Stadtentwicklung, die die Lebenswirklichkeit der weniger wohlhabenden Mehrheit oder gar die von Minderheiten ins schöne Bild rückt, kein Anliegen. Am Gestaltungs- und nicht nur Verwaltungswillen der Politik liegt es, daran wieder etwas zu ändern, ebenso an der Beharrlichkeit all derer, die in dieser Stadt etwas anderes tun wollen und müssen, als gepflegt Geld zu verdienen und auszugeben. Möglichkeiten dazu sind nämlich das Einzige, wovon es wirklich genug gibt.